



Angemeldet als: **chugel** » **Abmelden**
Kontostand: 99 Punkte
» **Kontoübersicht**
» **Punkte kaufen**
» **Passwort ändern**



13. Mai 2005
5. Jahrgang
Ausgabe 19

schweiz

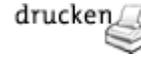
israel

international

kultur

editorial

Kritisch gegenüber allem



Messianischen

Der deutsche Dichter Friedrich Schiller und sein ambivalentes Verhältnis zu Juden und Judentum.

Von Williy Goetschel

Wie kein anderer aus dem Land der Dichter und Denker ist es Friedrich Schiller vergönnt gewesen, als Repräsentant deutscher Kultur dienen zu dürfen. Zu diesen Würden kam er eigentlich erst posthum. Denn zeit seines Lebens war ihm zunächst einmal beschieden, als politisch Verfolgter und dann unter Protektion philanthropisch gesinnter Aristokraten sein Leben fristen zu dürfen. Zu Deutschland hatte er eher ein gespanntes Verhältnis. Aus der Werkstatt der Spottgedichte, die er zusammen mit Goethe verfasste, stammt folgendes formvollendete Distichon: «Deutschland? Aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden. Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.» Für Deutschland, wie es sich seit der Wende zielstrebig neu zu präsentieren liebt, stellt daher Schillers 200. Todestag eine besondere Gelegenheit dar, sich als Kulturnation vorzustellen, zumindest bei seinem eigenen Publikum. Schliesslich fiel der grosse Goethe-Termin noch in den Kalten Krieg (1982 war der 150. Todestag). Und vor 2009 wird mit Goethe nichts, wenn dann sein 250. Geburtstag ins Haus steht. Zeit also, mit Schiller eine Generalprobe auf die Beine zu stellen. Hatten doch bereits der 100. Geburtstag Adornos 2003 und der 200. Todestag Kants 2004 deutlich gemacht, dass Neudeutschlands Festkalenderbetrieb nicht mit sich spassen lässt. Die Medienverpackung der deutschen Klassiker wächst in umgekehrter Proportion zur Bedeutungslosigkeit, welche ihnen die west-östlich munter wachsende Konsumgesellschaft noch zubilligt.

Dabei ist die Schiller-Rezeption ein aufschlussreiches Phänomen. Politisch der progressivere des grossen Dichterpaars, dem die Franzosen einst die Ehrenbürgerschaft der Republik angetragen hatten, auf die Schiller jedoch diplomatisch verzichtete, und philosophisch der ambitiösere, wenn auch nicht unbedingt der bedeutendere der beiden, hat dies Deutschlands Patrioten in der Vergangenheit nicht davon abgehalten, die in seinem Werk ebenfalls vorhandenen staatserhaltenden Funktionen in den Vordergrund zu spielen. Und mit dieser Version Schillers ist denn wohl auch gegenwärtig wieder zu rechnen, sei es auch nur, um ihn, sollte die allfällige Systemresistenz die eigene Position in Frage stellen, dann umso besser abkanzeln zu können.



Friedrich-Schiller-Jahr Der deutsche Dichter vertrat einen Universalismus mit dogmatischen Zügen

Weitere Artikel in dieser Rubrik

Selber nie Medikamente geschluckt » **mehr**

aufbau

DAS JÜDISCHE MONATSMAGAZIN
Suche im «Aufbau»-Archiv

Suchen!

impresum

Herausgeberin
JM Jüdische Medien AG

Redaktion
Tel. 01 / 206 42 22
Fax: 01 / 206 42 20
redaktion@tachles.ch

Chefredaktor
Yves Kugelman

» **mehr**



Aber daneben gab es und gibt es auch denjenigen Schiller, der für die Juden des 19. Jahrhunderts den Weg zu Emanzipation und Gleichberechtigung wies, was in der Folge bis zur Identifikation mit dem grossen Dichter führen konnte, die sich zuweilen in der Adoption seines Namens ausdrücken konnte, dem einzigen Namen eines deutschen Dichters, der von Juden enthusiastisch angenommen wurde. Selbst Lessing konnte da nicht mithalten. Der Grund ist einfach: Schiller ist der am rückhaltlosesten universalistisch gesinnte Dichter der deutschen Literatur. So radikal, dass der in seinen Hymnen, Gedichten und Dramen angestimmte Humanismus zuweilen etwas penetrant wirkt. Ungeachtet dessen allerdings, oder gerade deswegen, ist Schiller immer wieder auch von konservativer, ja sogar nationalistischer Seite in Anspruch genommen worden.

Radikal negativ gegenüber Juden

Der unerbittliche und zuweilen etwas dogmatische Züge tragende Universalismus Schillers, der keine Ausnahme kennt, zeigt sich auch in seiner Einstellung gegenüber dem Judentum. In einem Aufsatz aus dem Jahre 1791, mit «Die Sendung Moses» überschrieben, drückt sich diese Haltung in ihrer ganzen Ambivalenz aus. Die antisemitischen Implikationen dieses Aufsatzes bilden nur einen Aspekt und gewiss den weniger originellen. Gleichwohl kann dieser natürlich nicht einfach überlesen werden. Was aber diesen gegenüber dem Judentum, seiner Geschichte, Religion und Tradition konventionell voreingenommenen Text so bemerkenswert macht, ist seine konsequent liberal und universalistisch argumentierende Stossrichtung. So nimmt zwar Schiller kein Blatt vor den Mund, um das «dumme Volk der Hebräer», dessen Ignoranz, Verkommenheit, Unreinheit, Abgestumpftheit, Kindlichkeit und was er sonst noch an üblen Eigenschaften zu finden weiss, zu geisseln. Gleichzeitig dient ein solch radikal negativer Ansatz dazu, eine politische Position zu artikulieren, die entschieden Partei in der Emanzipationsdebatte der Zeit ergreift. In diesem Kontext stellen Moses und sein Volk nur eine Folie dar, um den Anspruch auf das Recht auf Emanzipation und Gleichberechtigung umso eloquenter zu erheben. Schillers Moses verdient Interesse nicht deshalb, weil er sein Volk befreit – und Schiller lässt keinen Zweifel daran, dass er für dieses nicht viel übrig hat –, sondern weil seine Tat die brutalen politischen Unterdrückungsmechanismen der Herrscher dieser Welt brandmarkt, deren Opfer nicht nur die Juden von einst und heute sind, sondern mit ihnen alle Unterdrückten und Versklavten dieser Welt.

Bezeichnenderweise ist es gerade Schillers geradlinige Form der Argumentation, die ihn in Schwierigkeiten bringt. Sein Universalismus kann nur der einen Seite Recht geben. Zwar mögen die Geknechteten dieser Erde ein Recht auf Freiheit und Würde des Menschen haben, diese können aber nur als universal geltend gedacht werden. Dass ein unterdrücktes Volk oder eine unterdrückte Kultur aber gerade in ihrer Besonderheit eine Herausforderung, wenn nicht Infragestellung eines Universalismus darstellt, der auch bei Schiller nur von oben gegeben gedacht, beziehungsweise, wie er selbst das etwas vornehmer auszudrücken beliebt, «ästhetisch» vermittelt wird, bleibt für Schiller wie für die meisten Denker seiner Zeit undenkbar. So kann Moses zwar zum Helden weltgeschichtlicher Bedeutung werden, dies aber

nur aufgrund der aufklärerischen Wahrheit, die er seiner ägyptischen Prinzen- und Priestererziehung verdankt. Schiller rettet zwar seinen Universalismus, aber auf Kosten der Eliminierung jeglicher Rolle, die etwa Religiosität bei Moses' Unternehmen spielen könnte.

Schiller ehrlicher als Lessing

Dass Schiller sich mit dem Messianischen schwer tut, ist nicht ganz überraschend. Zehn Jahre vor der Publikation von «Die Sendung Moses» erregte der junge Autor mit einem revolutionären Schauspiel Aufsehen: «Die Räuber». Zwei Jahre nach Lessings «Nathan der Weise» erschienen, stellt dieses Stück einen Juden auf die Bühne, der, als Gegenfigur zu Nathan konzipiert, statt reich, edel und tugendhaft vielmehr arm, und, wenn es sein muss, niederträchtig und elend sein kann. In seiner Studie «Aussenseiter» (1975) hat der Literaturkritiker Hans Mayer auf diese kritische Herausforderung durch Schiller aufmerksam gemacht. Mayer liest Schillers Moritz Spiegelberg als mutige Artikulation dessen, was es bedeutet, Emanzipation und Assimilation am Ende des 18. Jahrhunderts ernst zu nehmen. Spiegelberg aber ist nicht nur der provokante Tunichtgut, den Schiller seinem positiven Helden Karl Moor beigesellt. Er trägt nicht nur alle Laster dessen, dem die Assimilation nicht gut bekommen ist, sondern stellt das exakte Gegenbild zu Karl dar. Mag er auch revolutionär klingende Vorstellungen eines säkularen Messianismus zum Besten geben, seine Laufbahn sieht er realistisch in der verkommenen Romantik eines Berufsräubertums, dem sich der Aristokrat Karl vornehm entzieht. Spiegelbergs Laufbahn endet abrupt. Als Verräter entdeckt, wird dieser «Judas», der die Ermordung seines Herrn anzustiften sucht, sogleich vom treuen Schweizer, den er noch ein paar Szenen vorher verspottet hatte («Reis du ins Graubünder Land, das ist das Athen der heutigen Gauner»), erstochen.

Vielleicht war Schiller ehrlicher als Lessing, wenn sein Stück deutlich macht, dass die deutsche Gesellschaft des ausgehenden Jahrhunderts für Juden, selbst als Verbrecher, keinen Platz hat. Mag zwar Schiller in der Figur des Spiegelberg in überzeugender Weise das Dilemma der Problematik von Emanzipation und Assimilation in Szene gesetzt haben, so aber nur, wie es sich vom Standpunkt seines exklusiven Universalismus darstellen mochte. Als Gegenfigur des edlen Repräsentanten des Sturm und Drangs, Karl Moor, thematisiert Moritz Spiegelberg so konsequent und beredt, wie Schillers späterer Text zu Moses, die Unfähigkeit der säkularisierten Rationalität der Aufklärung, den Juden und sein Judentum anders als Negation der eigenen Befindlichkeit ernst nehmen zu können. Könnte sie dies aber, dann verblieben Spiegelberg und Moses andere Chancen als die, welche Schiller ihnen einzuräumen willig schien.

Schillers Besonderheit mitdenken

Ein Lied von dieser Spannung, ihrer Größe und Abgründigkeit zu singen, wusste Heine. In seinem Gedicht «Prinzessin Schabbat» variiert er den Hymnus an die Freude mit einem kritischen Unterton. Dort signalisiert «Schalet, schöner Götterfunke, Tochter aus Elysium» nicht nur eine billige Parodie auf die erhabene Hymne universaler Menschlichkeit, wie sie bis heute weltweit Verwendung

findet, sondern impliziert auch einen kritischen Sinn: Emanzipation wird dann erst verwirklicht, wenn die Verballhornung des Schillerschen Verses mehr als nur ein schlechter Witz ist. Nämlich dann, wenn es möglich oder sogar selbstverständlich geworden ist, jüdische Tradition und Eigenart ebenso wie jede andere als ebenbürtigen Teil der Universalität zu begreifen, einer Universalität nämlich, die nicht länger alles «Fremde», nämlich jede andere Besonderheit, die nicht die eigene ist, weiter ausschliesst. So gelesen, kann Schiller dann auch als ein grosser Dichter gefeiert werden, wenn seine eigene Besonderheit kritisch mitbedacht wird.